

Herbstklage eines Familienvaters

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebenspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **36 (1910)**

Heft 39

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-443315>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Necht geht es schon ziemlich abwärts mit dem Jahre, die Tage und die Einnahmen werden kürzer, die Nächte und Gesichtser aber immer länger. So ein Jahr ist wie ein Abreißkalender, der jedermann zur Jahreswende geschenkt wird. Wie das Laub im Winde, fliegen nach und nach die Blätter herunter und kommen nicht wieder; es ist aber auch kein Wunder, die Menschen reißen sich ja selber die Jahre, Monate und Tage herunter.

So ist es leider und nicht anders! Wer es aber nicht selbst tut, dem besorgt es seine Alte in treuer Gemeinschaft mit der lieben Nachkommenschaft. Ich kann nämlich ein richtiges Beispiel von Gempel geben.

Da hat vor einiger Zeit eine amerikanische Zeitung einen Preis von tausend Dollars ausgesetzt für den nachweisbar tadellosesten Muster-Chemann.

Natürlich hat mich die Sache, bei meiner bescheidenen Selbsterkenntnis ungemein interessiert, ich habe die Nummer mit dem Preisausschreiben meiner Gattin vorgelesen und mit meiner bekannten zeitweisen Lebenswürdigkeit zu ihr gesagt: So, liebes Frauelein, jetzt setze Dich hin und schreibe genau auf, was ich Dir diktieren werde. Aber oha! Da bin ich schön angekommen. Wissen Sie, was sie darauf antwortete? — „Was? Du willst mir diktieren, bin ich etwa Deine Schreibmaschinen-Mamsell? Du hast mir gar nichts zu diktieren! Wenns etwas zu diktieren gibt, dann tu ich es, verstehst Du mich!“ — Jawohl, so hat sie höchst eigenmündig gesagt, und wenn meine Herzgoppelte ihre Rede mit: Verstehst Du mich? bechleßt, so steht das so fest wie der Montblanc oder wie die Einbildung und der Größenwahn gewisser Parteiführer. Da blieb mir also nichts anderes übrig, als selber die Sache anhand zu nehmen, um von mir eine Schilderung als Mutterchemann aufzusetzen, dann von meiner Jüngsten abschreiben lassen und an die betr. Redaktion zu senden.

Bei dieser Selbstschilderung habe ich nun gar nicht viel übertrieben, höchstens daß ich einige meiner Untugenden verschwiege, hingegen habe ich mir so zirka ein halbes Duzend Männertugenden angeeignet, was ja im Allgemeinen sozusagen eine poetische Lizenz ist, die sich gewohntermaßen jeder Schriftsteller herausnehmen darf.

Nun übergab ich dieses literarische Opus samt Frankomarken meinem Töchterchen mit der Weisung, nachdem es den Brief sauber abgeschrieben, in den Briefkasten

zu werfen. Dabei versprach ich ihm: falls ich den Preis bekomme, sollst du ein Weihnachtsgeschenk von mir kriegen, das sich gewaschen hat.

Befriedigt über meine Leistung, trank ich dann in meiner Stammkneipe einige Schöpplein und reahnete dabei im Geiste aus, was ich alles für die tausend Dollars anschaffen werde.

Nachdem ich wieder halbfeilig heimkam und meine Kleine fragte, ob alles richtig besorgt sei, gesteht mir das Kind, daß die Mutter dazu kam und mein so ideal ausgelegtes Konzept in tausend Fetzen zerriß. Dafür aber zwei andere Briefe schreiben ließ, von welchen aber nur der zweite abgeschickt wurde. Mein Gövlein hat mich denn auch die beiden Originale lesen lassen. Das Erste lautete folgendermaßen:

Hochgeehrte Redaxion!

Um ihnen reinen Wein einzuschänken, will ich ihnen nur melden, das mein Ehegatte Eusebius Duckdich, mit ahlem Reßpekt zu melden, ein unferbesserlicher Bummler, ein tagediebender Jaßbruder, ein Verschwender, ein nodorischer Trinker und hochbeiniger Rechthaber, der allen Schürzen nachläuft, kurz mit einem Worte, ein Scheusal von einem Chemann ist, usw.

Hochachtungsvol
Aurora Duckdich.

Später hat sie sich aber jedenfalls die Geschichte überlegt. Die Aussicht auf die tausend Dollars hat ihr doch in die Nase gestochen. So lautete denn die zweite, nur zu sehr verbesserte Auflage des Briefes ganz anders und zwar: „Mein lieber Gatte ist das reine Vorbild für alle andern Chemannner, er ist unter Brüdern Ihre tausend Dollars wert. Er trinkt nicht, raucht nicht, spielt nicht. Er ist jeden Abend daheim, behandelt mich und die Kinder mit zartester Rücksicht, gibt mir mehr Geld als ich brauche, liebt mich unbändig und ist, obwohl ich noch sehr hübsch bin, gar nicht eifersüchtig, kurzum, ein Ideal“ etc. etc.

Natürlich bin ich daraufhin nicht preisgekrönt worden, denn die Preisrichter sagten sich jedenfalls: „So einen Mann gibts ja gar nicht, oder er ist jedenfalls ein Schlappschwanz.“

Der Brief hat aber doch ein Gutes gehabt. Jedesmal wenn meine Frau mit mir anbinden will, halte ich ihr ihren eigenhändigen Brief vor, in welchem sie mich als Mustergatten schildert. Und so bekommt jede Schattenseite auch ihre Lichter.

1444 Ein Bettag 1910

Bei Nänikon im alten Zürichkrieg
Da ward der Schweizer Name arg be-
richtigt,
Doch ist der grenzenlosen Feigheit Sieg
Bei unserm jungen Volk schon ganz ver-
süchtigt,
Denn leider ist es in „Geschichte“ schwach,
Kennst nicht: „O Griffenssee, ruch ist
din Rach!“

Wo auf der Blutwiese dort die Tapfern all'
Gemordet wurden ihrer zweiundsechzig —
Der gute Schweizername kam zu Fall
Durch Wätrich Ital Rebing niederträchtig!
Wiltzhans von Landenberg! Du tapf'rer Held
Mit deinem Blut geheiligt ist dies Feld!

Holzach von Mensingen entrüstet rief:
„Sie taten ihre Pflicht, die tapfern Männer,
So schont unschuldig Blut!“ — doch nahm's
ihm schief

Der Wätrich, mit großer Mehrheit sann
Die Eidgenossen nur auf Bruder mord:
Die Blat wäscht nie hinweg das harte
Wort! . . .

Drauf gingen Alle mannhaft in den Tod
Dem mutig sie schon oft ins Auge schauten,
Bergeblich sie — nach der Belag' rung Not —
Der Großmut vor der Tapferkeit vertrauten.
Blutwiese du, beim Städtchen Griffensee
Dort rötet leitf'her immer sich der Schnee! . . .

Auf diesem Boden habt ihr euch erkühnt —
Tätschschießen, Tanz und Sarrajani-Bossen
Und Münch'ner Fest zu treiben, habt ernüßnt
Den alten Frevel — junge Eidgenossen!
Sagt an, ihr Jungen dann: Worin besteht
Vor allem Heldenmut die Pietät? . . .

Der Vorgang ruft in uns die Mahnung
nach:
Studiert — ihr Jungen — uns'res Lands
Geschichte,

Das ist fürs Militär ein heilsam' Fach,
Studiert's in Prosa und auch im Gedichte!
Dann wächst in euch auch feste Schweizertreu'
Und vor der Tapferkeit die heil'ge
Scheu! . . .

Arnold Schick.

frauen als Richter.

Ganz ausnahmsweis die Advokaten
Die waren einmal wohl beraten,
Sie gaben Samstag tags dort in Genf
Zum Weib als Richter ihren Senf.

Necht konnte Niemand sich erwärmen
Als Richter setzt das Weib zu schermen,
Denn Haß und Liebe bis zum Tod
Bringt die Gerechtigkeit in Not.

Nicht Weibes Tugend ist's, zu streiten
Für strenge Unparteilichkeiten,
Zudem ist sie — stellt euch nur vor —
Bedenklich geistig inferior!

Drum lob' auch ich hier unsern Schiller,
Er weist Frau Meyer und Frau Müller
Den Hausstand zur Domäne an
Den Rest besorgt dann schon der Mann.

Die züch'tige Hausfrau drinnen waltet,
Daß Lieb' und Ordnung nicht veraltet,
Sie herrscht weiß' in ihrem Kreis
Mit einer Hand voll Besenreis! . . .

Sie lehrt die Mädchen, wehrt den Knaben,
Schafft, daß sie ganze Kleider haben,

Der floh ist los. Iwis.

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Biß,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken
Das ist der Floh jetzt in Paris.

Er hüpf't in munterem Bewegen
Herum auf der Pariserin;
Und tut sie auch die Finger regen,
Stets neue Flöhe kommen hin.

Ja, wehe, wenn in solchen Massen,
In solcher ungeheurer Zahl
Die roten Flöhe losgelassen,
Dann wird das Leben voller Qual!

Da tun die Weiber sich erhüben
Und kommen in Verzweiflung schier,
Noch zuckend, mit den Fingerspitzen
Zerdrücken sie das rote Tier.

Doch ach, umsonst ist alles Tagen,
Die Zahl der Flöhe ist zu groß,
Es weicht der Mensch vor diesen Plagen
Jetzt aus den Häusern — hoffnungslos!

Und auch der Mann — wenn mißvergünstigt —
Noch was Geschleiß zu essen kriegt! . . .

Doch wenn dereinst die Suffrageten
Uns nicht mehr kochen, flicken, betten
Steh't's mit dem menschlichen Geschlecht
Auf Erden ganz bedenklich schlecht.

Indessen sie das Recht uns beugen
Muß dann der Mann die Kinder säugen,
Er strickt die Strümpfe, kocht Kaffee —
Sie sorgt für Staates Wohl und Weh.

Das Weib gebietet dann hienieden
Noch einzig über Krieg und Frieden,
Divisionärin lenkt die Schlacht,
Der Mann zu Haus das Feuer macht.

Von jeden Staates Funktionen
Sei los das Weib in allen Zonen,
Wenn schlecht hat es sich nur bewährt —
Wie uns die letzte Strophe lehrt:

Beim Einen laßt es denn bewenden
— Es schadet g'nug an allen Enden: —
Die Toilette, Kleidertracht —
Der Staat, den's Weib bis jetzt gemacht!

Rote und grüne Radler.

Erst traten die „Roten“ ins Leben,
Das hat schon manchen gerührt,
Nun solls auch noch „Grüne“ geben . . .
Wohin das wohl noch führt?

Einft hielt man sich für geadelt,
Wenn man per Zweirad fuhr.
Doch von allem was heute noch wadelt,
Fühlt keiner davon mehr die Spur.

Als erimts erschienen die „Roten“,
Da rief der Dienstmännerchor:
„Der Unfug werde verboten!“
Doch leider kams nicht vor.

Und heut, wo die „Grünen“ erscheinen,
Sind auch die „Roten“ dabei;
Sie fluchen und möchten weinen,
Doch die Sache bleibt einerlei.

Sie können nur zulehn und itaunen,
Und lange wirts nicht gehn,
So kommen die „Gelben“ und „Braunen“
Und so weiter, man wird schon seh'n.

Far.

Monarchen-Reifen.

Die Monarchen reifen jetzt
Um die halbe Erden,
Mit Ballons, mit Schiff und Bahn,
Autos, Eseln, Pferden.
Belgiens Königspärchen packt
Seine Siebensachen,
's tät der Mintje mit dem Kind
Ein Viiltchen machen.

Und der Willem seinerseits
Wird nach Belgien kommen;
Ein grandioier Reileplan
Ist im Sohn erglommen,
Denn zu einer Indienfahrt
Tut er sich bereiten,
Bis nach Ceylon wird die Frau
Ihn am Händchen leiten.

Durch Sibirien geht's zurück,
Na! ein nettes Reischen,
Papa zahlt vom höheren G'halt
Ihm das Billetpreischen.
Zar und Frau und Kinderfchar
Weit in deutschen Zonen,
Wo sie minder zittrig sind
Vor den blauen Bohnen.

Montenegro-Danilo
Will zum Türken wallen
Mög ihm die Vielweiberei
Nicht zu sehr gefallen!
Fallières in Savoyen war,
Wandern will ein jeder,
Denn die Reilewut fährt auch
In fürstliche Sitzleder. Lux.

Aus der Schule.

Der Lehrer hat viel erzählt von der
Seligkeit des Schenkens und ist zum Re-
sultat gekommen, daß jener Mensch der
beste wäre, der den ganzen Tag, vom
Morgen bis zum Abend, nichts tun würde,
als nur immer schenken. Nun will er wis-
sen, ob er auch recht verstanden worden
ist und fragt einen seiner Schüler: „Nun,
wer ist also der beste Mensch auf der Welt?“
„Der Schenkellner, Herr Lehrer.“